

GERD BÖCKMANN

ES GIBT MEHR DINGE
ZWISCHEN HIMMEL UND ERDE

Erzählungen eines Zeitzeugen
Theater, Politik und Musik 1950–2025



Schauspieler, Flüchtling, Regisseur, Zeitzeuge, Übersetzer, Musikliebhaber, Sprecher, Bildungsreisender, Wahlhelfer, Kunstkenner – all das ist Gerd Böckmann und über all diese Facetten schreibt er in seinem Buch, das mehr ist als eine Schauspielerbiografie.

Im geografischen Changieren vor allem zwischen Deutschland und Österreich sind Begegnungen mit internationalen Regisseuren, Schauspielkollegen, Schriftstellern, Dirigenten und Sängern der rote Faden durch das Buch.

Es entsteht ein eindringliches Porträt Gerd Böckmanns: von seinen Anfängen in der Schauspielgruppe des Schillergymnasiums in Münster bis hin zu gefeierten Aufführungen am Wiener Burgtheater und Konzerten unter Dirigenten wie Nikolaus Harnoncourt sowie Kino- und Fernsehproduktionen wie „Die Buddenbrooks“.

Schillernd gespiegelt ist sein eigenes Porträt wiederum in den Porträts, die er von den handelnden Personen seiner Lebensgeschichte zeichnet, unter anderen von Lauren Bacall, Daniel Barenboim, Dennis Hopper, John Malkovich, Giuseppe Sinopoli, Donald Sutherland, Günter Grass und besonders der tragisch ums Leben gekommenen Gertraud Jesserer, seiner langjährigen Lebensgefährtin und Partnerin auf der Bühne und im Film. Die Regisseure, die ihn prägten, und ihre unterschiedlichen Arbeitsweisen würdigt er in ausführlichen Probenberichten. Auch Kräche kommen nicht zu kurz. Keine Anekdoten, sondern lebhaftes Erzählen über das Ringen um die Wahrheit auf der Bühne. Ein einprägsamer Querschnitt über 50 Jahre Theater in Europa. Und immer wieder: ein Plädoyer für die Demokratie. Humanistisch, kritisch, humorvoll, mit einem Schuss Fantasy. All das ist „Es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde“.

IMPRESSUM

© 2026, Gerd Böckmann

Buchgestaltung: Wilhelm Ranseder, Buchschmiede

Druck und Vertrieb im Auftrag des Autors:

Buchschmiede von Dataform Media GmbH

Julius-Raab-Straße 8, 2203 Großenbärsdorf, Österreich

www.buchschmiede.at – Folge deinem Buchgefühl!

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:

info@buchschmiede.at

ISBN:

978-3-978-3-99181-954-7 (Hardcover)

978-3-99181-955-4 (E-Book)

Printed in Austria

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig.

Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

GERD BÖCKMANN

ES GIBT MEHR DINGE
ZWISCHEN HIMMEL
UND ERDE

Erzählungen eines Zeitzeugen
Theater, Politik und Musik 1950–2025

FÜR RITA

*Es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde
als Eure Schulweisheit sich träumen lässt.*

WILLIAM SHAKESPEARE,
„HAMLET“ 1. AKT, 5. SZENE

Vorwort

In einer Generation, mit Glück in zweien, wird sich niemand mehr an mich als ein menschliches Wesen erinnern. Wenn ich von den handelnden Personen meiner Lebensgeschichte erzähle, manche glänzen bereits durch Abwesenheit, tue ich das nicht nur für sie; indem ich sie durch mein Erinnern zum Leben erwecke, sind sie um mich herum, leuchten und erhellen mein Leben. Und ich bilde mir ein, zumindest auf Zeit auch der Hüter ihrer Erinnerungen zu sein.

Ich habe Menschen porträtiert, weil ich wissen wollte, wie sie waren und was sie mir heute bedeuten. Welche Spuren sie in meinem Leben hinterlassen haben. Dabei kann durchaus passiert sein, was man in der Malerei „Pentimenti“ nennt: Der Künstler hat auf dem ursprünglichen Porträt etwas übermalt. Er hat sozusagen etwas „bereut“ und es verändert. Bereut habe ich nichts. Aber vielleicht reduziert, verschlankt auf das, was in mir weiterlebt.

Ich sehe den Himmel. Nur Himmel. Sonst nichts. Keine Landschaft, kein Haus, keinen Baum, keinen Menschen. Einen Ausschnitt von Himmel, wie ein gerahmtes Bild. Die Farben unrealistisch. Oben ein fahles Blau, von unten steigt es rosa, gelb bis tiefrot empor. Tag und Nacht vermischen sich.

Ich höre eine Frauenstimme. Sie singt. *Welche Wonne, welche Lust herrscht nunmehr in meiner Brust ...* Noch oft werde ich die Arie in Mozarts „Die Entführung aus dem Serail“ hören, und es wird immer etwas ganz tief in mir berühren.

Dieses Stück Himmel und eine singende Frauenstimme. Daran kann ich mich erinnern.

Nein, kann ich nicht. Erinnerungstäuschung. Es ist Anfang Mai 1945, ich bin ein Jahr und vier Monate alt und krabbele in meinem Laufstallchen herum im Garten des Hauses Rathausstraße 24 in Siegmar-Schönau, heute einem Vorort von Chemnitz. Die Alliierten werfen ihre letzten Bomben ab und legen die Stadt in Schutt und Asche. Das „tausendjährige Reich“ und die Stadt, in der ich geboren wurde, gehen in Flammen auf. Den Widerchein sieht man noch draußen in der Vorstadt am Himmel. Und meine Mutter singt Mozart. So hat sie es mir erzählt. Aber wer kann sagen, wann und wie sich Erzählung und Erinnerung beginnen zu vermischen? Jedenfalls berühren mich bis zum heutigen Tag ein rötlich verfärbter Himmel und eine weibliche Singstimme auf rätselhafte Weise. Ein unbestimmtes Gefühl von Geborgenheit und gesteigerter Aufmerksamkeit. Bestimmt aber sind es die ersten Bausteine im Fundament des Hauses meiner Erinnerungen. Jedes Bild, jede Farbe, jeder Ton, noch so flüchtig, archiviert im Gedächtnis meiner Sinne.

Ich will erzählen, denn die Zeit verrinnt, wie Sand durch die Finger meiner Hand, unaufhaltsam. Wer seine Erinnerungen erzählt, verharnt nicht in der Erinnerung? Ja, weitergehen, expandieren, auf dem Feld der Erinnerung. Zeit des Erlebens, Zeit des Erzählens. Bevor es zu spät ist. Bevor das Gewesene im Dunkel verschwindet, *denn wir sind von gestern her*, wie es im Buch Hiob heißt, *und wissen nichts und unser Leben ist ein Schatten auf Erden*.

„Warum willst du das auf einmal alles wissen? Früher hast du mich nie danach gefragt. Willst du ein Buch schreiben? Deine Memoiren?“

„Mal sehen, was draus wird! Michael Krüger, Verlegerlegende, Dichter, Schriftsteller, Kritiker und Freund seit Jahrzehnten, hat mir Mut gemacht zu schreiben, aber mich ermahnt: *Keine zu brave Autobiografie, davon gibt es schon genug!* Ich werde mich bemühen. Auf meiner Spurensuche herausfinden, wer ich bin. Woher ich komme. Wie ich wurde, der ich bin. Was ich gedacht habe, gewünscht habe und was daraus geworden ist.“

Meine Mutter sitzt mit ihren 97 Jahren aufrecht und hellwach in ihrem Rollstuhl. Ihre immer noch klaren Augen ruhen auf mir. Klar wie ihr Verstand. Das Kurzzeitgedächtnis hat nachgelassen, aber sie kann ausführlich und detailgenau aus meiner Kindheit und Jugend erzählen, die nun mehr als ein halbes Jahrhundert zurückliegen. Wenn sie lamentiert, dass sie neuerdings so manches vergisst, tröste ich sie gerne damit, dass der 90-jährige Pianist Wilhelm Kempff auf die Frage von Kritiker und Klavierpapst Joachim Kaiser, wie es ihm denn gehe, erwiderte: „Gut, ich weiß zwar nicht mehr, wer heute Mittag mit uns gegessen hat, aber ich kann noch alle 32 Klaviersonaten von Beethoven auswendig.“

Die Symphonie ihres Lebens hat meine Mutter noch perfekt im Kopf. Vor einiger Zeit habe ich begonnen, ihr phänomenales Gedächtnis für meine Erinnerungen auszubeuten.

„Ich möchte, dass du mir aus meiner Kindheit berichtest, aus dem fernen Land, in dem die Wurzeln meines Lebens sind. Meines Lebens, von dem ihr so wenig wisst. Ein Land, das ich euch nur hin und wieder habe betreten lassen. Zutritt verboten. Was für ein Versäumnis. Jetzt weiß ich, wem ich erzählen will. Dir. Eltern erzählen ihren Kindern ihr Leben. Damit sie einander nicht Fremde sind. Warum nicht umgekehrt?“

Ihr Blick wandert von mir zu einem Foto meines Vaters an der Wand ihres Zimmers in einem Altenheim, in das sie vor drei Jahren gezogen ist, auf eige-

nen Wunsch, wie sie immer wieder betont. Bei jedem Telefonat kommt wie ein Mantra: „Ich bin zufrieden.“ Großartige Haltung. Eine der Letzten ihrer Generation, Kindheit in der Nachkriegszeit des 1. Weltkriegs, frühe Jugend in der Nazi-Vorkriegszeit, Aufbau ihres jungen Lebens in der Nachkriegszeit des 2. Weltkriegs. Jammern ist nicht in ihrer DNA. Aber sie ist einsam.

Ihre Augen ruhen noch immer auf Werner, ihrem Mann, der vor über 20 Jahren gestorben ist.

„Für manches müsstest du ihn fragen. Ich spreche ja manchmal mit ihm. Aber ich kriege keine Antwort. Geht ja nicht.“

„Wieso? Vielleicht spricht er ja zu dir, aber du hörst ihn nicht. Hör in dich hinein, schau ihn an und lass dir Zeit. Vielleicht ... eines Tages ...?“

„Ach, Gerhard“, sie sagt immer Gerhard, schließlich hat sie mich so taufen lassen, die Verkürzung zu meinem Künstlernamen verweigert sie seit 50 Jahren, „du hast immer so verrückte Ideen!“

„Diese Idee hab ich von Shakespeare. Hamlet denkt so intensiv und voller Liebe und Mitleid an seinen toten Vater, dass der ihm eines Tages erscheint und mit ihm spricht. Hamlet berichtet seinem Freund Horatio von der Begegnung und schließt mit den Worten: *Es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde als Eure Schulweisheit sich träumen lässt.*“

Nachdenklich, eher skeptisch schaut sie mich an. So ganz von dieser Erde, sind ihr Metaebenen unbekanntes Terrain.

Bei meinem nächsten Besuch werde ich sie fragen, ob Werner geantwortet hat. Ich wünsche es ihr so sehr. Mir auch. Was für ungeahnte Möglichkeiten!

Beide mögen wir keine langen Abschiede. Wie immer machen wir es kurz und schmerzlos. Vor langer Zeit sind wir übereingekommen: „Keine Sentimentalitäten.“ Ein kurzer Kuss auf ihre Wange, ich nehme einen schwachen Hauch von Chanel N° 5 wahr, seit Jahrzehnten ihr Parfüm, ich Sorge immer für Nachschub, in der halb offenen Tür drehe ich mich noch einmal um, winke ihr zum Abschied zu und verscheuche wie jedes Mal den Gedanken: „Hoffentlich nicht zum letzten Mal.“ Sie winkt zurück: „Viel Glück beim Schreiben!“ Schnell schließe ich die Tür und höre gerade noch, wie sie mir nachruft: „Und trink nicht so viel Bier!“ Einmal Sohn, immer Sohn.

Auf dem Gang weht mir wieder der typische Geruch von Altenheim entgegen. Meine empfindliche Nase schlägt Alarm, durch den Mund atmend, eile ich wie immer auf dem schnellsten Weg dem Ausgang entgegen. An der

frischen Luft atme ich ein paarmal tief durch und denke auch diesmal: Ist das nur hier so oder riechen alle Altenheime nach Urin und Todesnähe?

Wohl jeder Mensch lernt zwangsläufig irgendwann auf natürliche Weise, wie man olfaktorische Grenzsituationen am besten atemtechnisch bewältigt. Ich bin früh bei meinem Vater in die Lehre gegangen. Äußerst anschaulich wusste er zu schildern, wie in englischer Kriegsgefangenschaft die Situation auf dem sogenannten „Donnerbalken“ – aufgereiht wie die Hühner auf der Stange mussten sie ihre Notdurft verrichten – nur mit konsequenter, ausschließlicher Mundatmung zu überleben war.

Dazu, wie er ansonsten dort überlebt hat, und zu der Geschichte seiner Heimkehr aus englischer Gefangenschaft müsste ich meinen Vater nicht befragen, beide haben sie mir oft genug davon erzählt.

Eines Tages steht ein fremder Mann in der offenen Haustür. Unter Lachen und Weinen fragt meine Mutter: „Weißt du, wer das ist?“ – „Das ist mein Vati!“ Er überreicht mir etwas, das ich noch nie gesehen habe: einen Apfel. Das erste Geschenk für seinen zweijährigen Sohn. Dass es sich um etwas Besonderes handelte, konnte ich nicht wissen. Es sollte noch Jahre dauern, bis ich die erste Banane zu Gesicht bekam. Er hatte die – für damalige Zeiten – Kostbarkeit aus Wuppertal mitgebracht. Die erste Station in Freiheit, nachdem die Engländer ihn nach Münster entlassen hatten und er zunächst zu seinen Eltern gefahren war. Welche Bedeutung die Stadt Münster später für ihn und die Familie gewinnen sollte, konnte er nicht ahnen. Hamlets *Es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde als eure Schulweisheit sich träumen lässt* sollte sich ihm noch einmal auf eine sehr lebensnahe und sinnliche Weise erschließen.

Jedenfalls ziehe ich ihn in der Turbulenz des Wiedersehens sofort in meine Welt, und die heißt: spielen! Berichtet wird von einer selbstverständlichen Vertrautheit zwischen Vater und Sohn vom ersten Moment an. Durch Erzählungen muss er wohl von Anbeginn einen Platz in meiner Welt gehabt haben. Er war ein Teil der Welt meiner Mutter, auch und besonders während seiner Abwesenheit. Jeden Morgen ging sie mit mir zu einem Foto von ihm, und wir wünschten ihm einen guten Tag. Und jeden Abend vor dem Zubettgehen das gleiche Ritual mit dem Wunsch, auch Vati möge gut schlafen. Dass die Familie irgendwann komplett sein würde, hoffte und wünschte sie inständig. Gezweifelt daran hat sie nie. Nur der Zeitpunkt lag im quälend Ungewissen. Sie hatte Informationen, die sie nicht haben durfte. Während des Krieges war es bei Todesstrafe verboten, sogenannte „Feindsender“ zu hören. Zu einer Nachbarin, die auch die Briefträgerin des Viertels war, hatte

sie ein Vertrauensverhältnis aufgebaut. Von ihr wird noch die Rede sein. Diese Nachbarin flüsterte ihr eines Tages aufgeregt und freudig zu, sie habe in der Nacht BBC gehört. Eine Liste von Namen deutscher Gefangener sei verlesen worden, und Werner Böckmann sei dabei gewesen. Das war im August 1944. Bis auf einen Tag kurz nach meiner Geburt im Januar 1944, er hatte dafür „Heimaturlaub“ bekommen, hatte sie ihn seit April 1943 nicht mehr gesehen. Ein letzter Feldbrief war aus Frankreich gekommen, dann hatte sich seine Spur in den Wirren des Krieges verloren. Im Herbst 1944 kam dann sein erster Brief aus England. Das Gefangenenlager befand sich in Gillingham, einem Ort östlich von London in der Grafschaft Kent. Endlich durften wenigstens Briefe ausgetauscht werden. Maximal drei Seiten waren erlaubt, und das Kuvert musste unverschlossen bleiben, beiderseits. Er berichtete von guter, höflicher Behandlung durch die Engländer, auch das Essen sei überraschend gut, und es gebe eine Art politischer Schulung. Informationen über eine mögliche Freilassung erhielt sie nie.

Bis zu jenem Tag im Frühjahr 1946, als es an der Tür klingelte und es zu jener Wiedersehensszene kam, von der meine Mutter mir immer wieder berichten wird. Auch im hohen Alter wird sie nicht müde, diese Szene zu schildern. Es muss ein gewaltiger Moment in ihrem Leben gewesen sein. Heute noch erzählt sie gerne vom Glück und der Euphorie dieser ersten Wochen und Monate des Wiedersehens, der Dankbarkeit, noch am Leben zu sein. Ein Leben, das sie nun endlich beginnen konnten, nach ihren eigenen Wünschen und Vorstellungen zu gestalten. In Freiheit und ohne den Zwang und das Diktat eines aberwitzigen Weltentwurfs der Nazis. Man kann sich die Energie und freudige Kraft zweier 26-Jähriger vorstellen, denen drei Jahre in ihrem Leben fehlten. Das Schicksal hatte ihnen eine zweite Chance geschenkt. Und einen Sohn, der unter ihren glücklichen Augen heranwuchs und mit seiner Neugier und Fantasie begann, die Welt zu erobern. Vorläufig im kindlichen Spiel.

Eines meiner bevorzugten Spiele, als ich dem Laufstallchen entwachsen war und begonnen hatte, die nähere Umgebung unsicher zu machen, war, den von Pferden gezogenen Kohlenwagen zu folgen, den Kohlenstaub, der beim Entladen der Kohle auf der Straße liegenblieb, sorgfältig zusammenzufegen und nach Hause zu bringen. Mit Wasser wurde dann der Staub zu Bricketts geformt, getrocknet und als einzig verfügbares Brennmaterial verheizt.

Weniger sinnvoll war ein anderes Lieblingsspiel von mir. Noch weicher, warmer Teer übte eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf mich aus. Teerflecken auf Hemd und Hose konnten nur mit Fett entfernt werden. Butter war zu der Zeit rationiert. Die kleine Portion der luxuriösen Delikatesse musste nun profanen Reinigungszwecken geopfert werden. Da die Spiele mit flüssigem Teer sich geradezu zwanghaft wiederholten, setzte es dann die ersten Schläge mit dem Kochlöffel auf den nackten Po. Sucht und Erniedrigung.

Als Buße und zur Wiedergutmachung machte ich mich dann aber um den Lebensunterhalt der Familie verdient, indem ich Brennnesseln pflückte, die Mutter zu Spinat verkochte. Auch das zu Beginn ein schmerzhaftes Erlebnis. Mein Onkel Paul zeigte mir auf einem Spaziergang meine ersten Brennnesseln und forderte mich auf, für Mutter „Spinat“ zu pflücken. Mit kurzen Hosen und nackten Armen marschierte ich unter dem schadenfrohen Gelächter meines Onkels eifrig in die Brennnesseln. Eine brennende Erinnerung – hätte ich beinahe geschrieben.

Der liebe Onkel Paul emigrierte mit Tante Gusti, der Schwester meiner Mutter, wenig später nach Südamerika. So entging ich weiteren schmerzhaften Lernprozessen körperlicher Art unter seiner Ägide. Onkel Paul habe ich nie wieder gesehen.

Welche Wonne, welche Lust ... Lust? Welche Lust? Worauf hat ein Kind am meisten Lust? Natürlich auf Spielen! Den überbordenden Reichtum heutiger Tage an Spielzeug gab es so kurz nach Kriegsende naturgemäß noch nicht. Aber ich war erfindungsreich. Besonders dann, wenn es darum ging, Spieltrieb mit Nahrungsbeschaffung zu verbinden. Ich wusste, dass die Pflaumen am Baum unseres Gartens eine süße Kostbarkeit waren. Aber das Objekt der Begierde hing in unerreichbarer Höhe! Ein langer Stock war schnell gefunden und heftige, von Gier getriebene Schläge ließen die ersehnten Früchte auf mich herabregnen. Vielleicht hat mir damals jemand die Geschichte vom Fuchs und den Trauben erzählt. Jedenfalls hat sich wohl in meinem Kinderhirn festgesetzt, dass nichts zu hoch und unerreichbar ist, wenn man es nur brennend begehrt und besitzen will. Ein Foto aus diesen Tagen zeigt einen blondgelockten Knaben verschmitzt und siegreich in die Kamera lächelnd. Das Blonde hat sich nach der Kindheit verdunkelt – wie manches andere auch –, die Locken sind geblieben. Die Kameras auch.

Und noch etwas mag sich in mein frühes Unterbewusstsein geschlichen haben. Wie herrlich es ist zu spielen. Wie wunderbar, meiner Fantasie im Spiel freien Lauf lassen zu können. Und da ich wusste, dass nichts zu hoch und unerreichbar ist, bin ich bis zum heutigen Tag beim Spielen geblieben.

Schauspieler sind Geschöpfe, die ihre Kindheit heimlich in die Tasche gesteckt und sich auf und davon gemacht haben, um bis an ihr Lebensende weiterzuspielen.

MAX REINHARDT



*Erst 18 Monate alt, aber schon der Blick in die Kamera –
mit meiner 25-jährigen Mutter*



Nicht der Baum der Erkenntnis, der Pflaumenbaum!

Auf und davon! Nach einer kurzen Phase des Aufatmens nach den Gräueln des Krieges und dem Glück, unversehrt wieder vereint zu sein, reifte dieser Gedanke bei meinen Eltern. Die Flucht von Tante Gusti und Onkel Paul war wohl der letzte Anstoß für sie, es ihnen gleichzutun. Mein Vater hatte zwar sehr schnell eine Stelle als Klarinettenist im Städtischen Orchester von Chemnitz bekommen; eine Nachbarin, überzeugte Kommunistin, hatte Vater großzügig mit Anzug, Hemd und Krawatte ausgestattet, damit er bei Konzerten auftreten konnte. Ihr war während des Krieges aufgefallen, dass meine Mutter nie mit „Heil Hitler“, sondern immer mit „Guten Tag“ oder „Auf Wiedersehen“ begrüßt hatte. Dieser sture, kleine Widerstand zahlte sich jetzt aus. Die Nachkriegszeit in der sowjetisch besetzten Zone hatte begonnen.

Und schon bald zeichnete sich eine politische Entwicklung ab, die meinen Eltern nicht gefallen konnte. Nach den Nazis hatten jetzt die Kommunisten das Heft in der Hand. Und was der Deutsche macht, das macht er besser und gründlicher als der Rest der Welt. Die Nazi-Diktatur hatte Erna und Werner die schönsten Jugendjahre gestohlen. Und nun mit den *Brüdern zur Sonne, zur Freiheit* in die nächste Diktatur? Sie waren vom Regen in die Traufe geraten. Den erhobenen Arm des Hitlergrußes unter dem Hakenkreuz hatten sie verweigert. Und nun sollten sie mit der erhobenen, geballten Faust des Proletariats unter roten Fahnen dem nächsten Popanz hinterhermarschieren? Die Gründung der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (SED) stand noch bevor, aber es war nicht schwer zu erraten, in welcher Gesellschaftsordnung sie zukünftig leben würden, wenn sie blieben.

Nicht nur der Krieg, auch die Zeit in britischer Gefangenschaft hatte meinem Vater die Augen geöffnet. Die Engländer begnügten sich nicht mit der